

Von den anderen, der missionarischen Sprache

Guten Abend!

Das gehört auch zum Vertrauen, daß wir einander unsere Sorgen mitteilen. - Ich möchte Ihnen heute abend eine große Sorge mitteilen, die mich schon längere Zeit bewegt: eine Sorge um das Leben in unserer Kirche, und auch darum, wie dieses Leben unserer Kirche sich widerspiegelt im Leben des Leoninum.

Gestern abend wurde mehr beiläufig in der Predigt gesagt: "Wie ist es so im Leoninum? - Man ist wieder geistlich!" Es geht ganz sicher ein großer Zug von Innerlichkeit, von Beten-wollen, von Beten-ler-nen-wollen, von Gott-suchen, von Frömmigkeit, von religiösem Leben durch unsere Kirche, durch die Kirchen, durch die Herzen der Menschen von heute; und vieles, was wir in diesem Semester tun, entspricht diesem Zug - und sollte deswegen nicht kritisiert werden, sondern ist von daher schon eigentlich legitimiert, ist richtig, soll weitergemacht werden, soll an diesem und jenem Punkt noch vertieft werden - nicht unbedingt vermehrt werden - aber an diesem und jenem Punkt vertieft werden.

Ich frage nach den Gründen dieses Zuges. Ich weiß nicht, ob ich sie finde. Ein Grund scheint mir eine fundamentale Lebensangst zu sein - für einen selbst, für mich, und für die Menschen überhaupt. Die Furcht um dieses Leben, die Furcht um diese Welt; eine große Sorge!

Ein anderer Grund scheint mir die große, wachsende Orientierungslosigkeit zu sein, die Unsicherheit bezüglich der Grundwerte, die Unsicherheit bezüglich der Gesetze, Konventionen und Verhaltensregeln: daß der Einzelne ausgesetzt ist in die Freiheit (mehr als früher) sein Leben finden und erfinden zu müssen, suchen zu müssen auf noch unbegangenen Pfaden. Die Leute, die kritisch und diagnostisch unsere Zeit anschauen, sagen, daß es in der Menschheitsgeschichte noch nie einen solchen Augenblick der Verunsicherung gegeben hat, bei der alles auf dem Spiel steht, wie jetzt in den Jahrzehnten, die wir durchleben, in denen unser Können weitaus größer ist als unser Wollen; und die eine Sicht unserer Ziele versperrt ist, so, daß niemand eigentlich richtig weiß, wohin es gehen soll, obwohl jeder weiß, daß es so, wie es jetzt geht, nicht weitergehen darf - und das gilt im ganz globalen Maße.

Insofern ist ein Appell zur Bekehrung, wie wir ihn vor vierzehn Tagen miteinander bedacht und vor acht Tagen noch vertieft haben, immer erst zunächst einmal eine Bekehrung weg vom Falschen.

Daß das so nicht weiter geht, also Umkehr nottut, liegt auf der Hand; aber es ist undeutlich, wohin wir uns eigentlich bekehren sollen. Das ist das, was die kritische Theorie und die, die sie weitgedacht haben, auf den Begriff ihrer negativen Dialektik gebracht haben, nämlich affirmativ zu leben, einfach so durch Affirmation im Bestehenden fortzufahren und dieses zu verfestigen; und zwar aus der Versuchung zur Skepsis, weil man in diesem nicht guten, also schlechten Leben, das bessere Leben ja eh nicht sieht und das zur Schlechtigkeit gehört; es nicht sehen zu können.

Diese große Sorge wollte ich nicht weiter ausmalen, sondern nur als einen Grund nennen, der in die Kirchen und ins Beten treiben kann in die Frömmigkeit, in den geistlichen Betrieb und sogar in den geistlichen Beruf, um sich in dieser Unsicherheit bei dem, der allein sichern kann, Sicherheit zu suchen, zu finden und - wenn es glückt - solche Sicherheit auch weiter auszuteilen, mitzuteilen. Sicher ein edles Motiv, daß auf keinen Fall zu denunzieren ist. Ich wäre völlig mißverstanden, wenn jetzt irgendjemand gedacht hätte, ich wollte darüber herziehen. Im Gegenteil - ich wiederhole mich - all das möchte ich unterstreichen, aber dann mit Ihnen zusammen auch bedenken, welche Gefahren in einem damit gegeben sind. Denn es gibt hier in dieser Welt nichts, daß eindeutig zum Guten führt. Jedes Ding hat seine zwei Seiten. Wir haben am letzten Dienstag vom Schatten gesprochen, von der unguuten Seite: vom Negativen im einzelnen Individuum, das jeder Einzelne anzunehmen hat. Jedes Ding auch das aufbrechende geistliche Leben, auch das Wachsen des religiösen Eifers, auch die - ich möchte fast sagen - tröstende, helfende, aufrichtende, weitertreibende Religiösität hat ihre Schattenseiten. Auf eine habe ich schon ganz kurz hingewiesen, als ich von Sicherheitsdenken gesprochen habe. (Ich sage das nur ganz kurz und ganz schweren Herzens: In dem schrecklichen Selbstmordgeschehen in Guayana bei der Volkstempelsekte handelte es sich - nach allem, was wir bis jetzt darüber wissen und was die Analysen mitteilen - um Leute, die bei dem starken Mann, bei dem starken Führer in einem geregelten Verhältnis Sicherheit suchten. Wir müssen uns selbst dauernd fragen, ob wir nicht selbst solche sind, die solche Sehnsüchte in uns tragen. Und ich muß von mir sagen, daß ich solche habe. Und es wäre gut, sie auch bei uns selbst zu entdecken, dann würden wir nicht zu vorschnell sagen: "Schrecklich! Aber so etwas kann doch bei uns nicht vorkommen.")

(Ich brauche schon mal jemanden oder halte Ausschau nach jemanden, der mich bei der Hand nimmt, oder mindestens jemanden, der mit mir geht, der mich ermutigt, der mir, wenn ich nicht mehr weiterweiß, zumindest einmal eine Möglichkeit vorschlägt. Aber mittlerweile bin ich soweit mit mir im Reinen, daß ich weiß - von Gott her: Niemand darf mir mein Leben abnehmen, das Gott mir in meine verantwortliche Verfügung gestellt hat.)

Der Staatssekretär im Ministerium für Gesundheit, Jugend und Familie hat gesagt, daß solche schrecklichen Möglichkeiten, auf die ich eben klagend hingewiesen habe, auch bei uns in der Bundesrepublik drin sind. Und sie sind - meine ich - letztlich in jedem Herzen drin.

Das ist ein Moment des falschen Sicherheitsdenkens, das mir Sorge macht, die Entlastung von der Verantwortung, mit der uns Gott beladen hat zugunsten unseres eigenen Lebens und zugunsten des Lebens der Welt. Im Grunde heißt das, Kreuz auf sich nehmen: Diese Faktizität der Wirklichkeit so annehmen, wie sie ist. Und dann tragen und damit gehen. Und darin besteht die Nachfolge, zumindest die ein Simon von Cyrene zu sein, der mit dem Herrn Jesus Christus das Kreuz trug; aber eigentlich ist uns noch mehr aufgegeben, nämlich in der eigenen Person ein anderer Christus zu sein, der das trägt, was hier und jetzt an dieser Zeitstelle zu tragen ist. Nach dem grandiosen Wort des Ignatius von Loyola, das ich nicht oft genug zitieren kann: "Handle hier so, als wenn alles von dir abhinge, mit einem Bewußtsein, als wenn alles von Gott abhinge."

Dieses Wort gibt mir aber jetzt das Stichwort, zu meiner zentralen Sorge zu kommen - obwohl die mit dem, was ich bis jetzt gesagt habe, sehr verschwistert ist - zu der zentralen Sorge zu kommen, daß wir Frommen, wir Kirche, wir Theologen, wir Christen uns zusehends durch die Art und Weise, wie wir fromm leben, unseren Mitmenschen entfremden. Das wäre so nur für sich genommen noch nicht schlimm. Das wär nur unser persönliches Pech. Schlimm ist es, weil wir dadurch die Gesprächsgemeinschaft abgebrochen haben, weil wir dadurch nicht mehr hören und nicht mehr reden können, weil bei uns nicht mehr kann, was die andern für Fragen an unser Leben haben, und wenn es bei uns ankommt, wir Antworten haben, die solchen Fragen überhaupt nicht mehr entsprechen. Es ist ein jahrzehntelanger Vorwurf der akademischen Theologie gegenüber, der von Generation zu Generation nachgeschleppt wird und noch

nicht widerlegt worden ist, daß die gegenwärtige Art, Theologie zu treiben, darin besteht, Antworten zu suchen auf Fragen, die niemand mehr stellt. Aber das gilt genau so auch von Theologiestudenten, nicht nur von Theologieprofessoren.

1961 hat mir in Aachen eine evangelische Buchhändlerin für das Wochenende den damals eben erschienenen Roman von Martin Walser "Halbzeit" zu lesen gegeben - und das nicht als Freizeitbeschäftigung; sondern sie meinte, die Lektüre dieses Romans wäre etwas für Leute, die jeden Sonntag predigen müßten. Ich weiß nicht, ob sie eine große Erinnerung an diesen Roman "Halbzeit" haben, ob Sie überhaupt damit eine Vorstellung verbinden. Der Held oder Nichtheld dieses Romans ist ein Verkaufs-, Werbe-, Industriemann, eine Art Vertreter in verschiedenen Berufen, mit dem schönen Namen "Anselm Kristlein". Kristlein finde ich ausgesprochen bezeichnend (nicht mit Ch, sondern mit K). Ich habe mich immer gefragt: Heißt du auch vielleicht Kristlein und weißt es gar nicht? Dieser Anselm Kristlein ist kein Christ. Er hat allenfalls ein paar christliche Verhaltensweisen verinnerlicht. Er ist im Grunde ein leergebrannter Mensch, der zwar wohl funktioniert und alle Rollen spielen kann, aber aus dieser Ausgebranntheit voll destruktiven Potentials seiner Umwelt gegenüber ist, das vor allem seine Frau Alissa trifft. Diese Frau ist eine starke kräftige Person, ihm an vitaler Macht ungeheuer überlegen. Die hält eigentlich die Familie zusammen, die gibt sogar ihm, ohne daß er das richtig weiß und er sie dauernd heruntermacht, den Lebenshalt und Lebensgrund. Sie hat eine wenn auch verschwindende und abnehmende Beziehung zum Christentum, zur Kirche, zum in der Kirche verkündenden Glauben, aber wie ihr dieser Glaube geboten wird, fällt er ihr immer schwerer. Sie schreibt in ihrem Tagebuch. Jetzt zitiere ich: "Mit Liss (das ist ihre Tochter) in der Kirche. Konnte nicht beten. Der Zwang an Anselm zu denken ist stärker. Da darf ich in meinen eigenen Worten denken. (Im Gegensatz zum Beten. Da hat man nur Formeln und vorgestanzte Worte - nach der Meinung dieser Frau.) Die feierliche Amtssprache in der Kirche klang fremd. Kunstgewerbevokabular. Luft aus einem Föhn. Glauben die Frommen, Gott höre sie nur, wenn sie beten, er habe keine Ahnung von den Worten, die sie sonst denken und sagen? (Allein dieser Satz "Glauben die Frommen, Gott höre sie nur wenn sie beten, er habe keine Ahnung von den Worten, die sie sonst

denken und sagen" reichte schon aus, unser Programm für den heutigen Abend zu bestreiten, nämlich, einmal unsere Umgangs- oder Verkehrssprache mit unserer Gebetssprache, unsere persönliche Sprache, wie wir sie in unserem Umgang mit diesem oder jenem, mit dieser und jener sprechen, mit unserer religiösen Sprache zu vergleichen!). Man kann sich nicht vorstellen, daß der Pfarrer erlebt hat, was er in der Predigt erzählt. Mein Leben ist in der Gebetssprache nicht mehr unterzubringen. Ich kann mich nicht mehr so verrenken. Ich habe Gott mit diesen Formeln geerbt, aber jetzt verliere ich ihn durch diese Formeln. Man macht einen magischen Geheimrat aus ihm, dessen verschrobenen Sprachgebrauch man annimmt, weil Gott ja von gestern ist. Ich bin stumm, wenn ich beten will, immer in Gefahr, abgelenkt zu werden von inneren Geräuschen. Die leiseste und hörbarste Stimme in mir ist meine Gebetsstimme. Traut sie sich nicht lauter zu sein oder hat sie nicht mehr Kraft?" Das wurde so 1960 geschrieben. Der Text ist also 18 Jahre alt oder älter. Und seitdem ist die Schere der Sprachen weiter und weiter auseinander gegangen. - Ich finde es schrecklich, daß wir das nicht merken, daß wir das nicht beachten, daß wir das nicht in der Art und Weise, wie wir überlegen, wie wir Theologie treiben, wie wir unser Leben gestalten, in Rechnung stellen. Denn, wenn wir nicht immer wieder den üblichen, unseren eingefahrenen religiösen Sprachgebrauch und Formenschatz in Frage stellen und aufbrechen, dann ist tatsächlich die Mauer da, über die das Wort Gottes nicht mehr springen kann; dann wird das Evangelium tatsächlich vergraben, wie der Schatz im Acker und bleibt unfruchtbar vergraben, dann bekommt das Evangelium keine Beine und kann zu den Menschen kommen wie im Lauf; dann ist die Rede von Gott tot, - es ist nicht Gott tot, aber dann ist das Wort Gottes tot; dann ist der Gottesdienst in seiner rituellen Form unfruchtbar geworden, wenn uns das nicht wenigstens - ich will nichts abschaffen, um ja nicht mißverstanden zu werden! - wenn uns das nicht wenigstens dauernd als brennendste Sorge unserem eigenen uns selbst so wohltätigen Betrieb - Betrieb jetzt positiv gefaßt! - entgegenschlägt, dann ist es wirklich nur Betrieb - Betrieb jetzt negativ gefaßt! - wenn wir nicht merken, daß wir daran dauernd Fragen stellen müssen; wenn wir nicht merken, daß wir neben dieser Sprache unseres frommen, theologischen Lebens unbedingt eine andere Sprache lernen müssen, dann - und das gehört wieder zum Thema "Vertrauen" - verspielen

wir Kirche, das Vertrauen, das Menschen, die nach Sinn suchen, die nach Hoffnung suchen, die von uns etwas erwarten, den Kredit, weil wir stumme Ochsen geworden sind, weil wir blöde Kühe geworden sind, die nur noch für sich selbst Gras fressen und wiederkäuen, aber keine Milch mehr produzieren, nein, besser gesagt, doch Milch produzieren, aber nur für einen illusionären Butterberg der katholischen oder Evangelischen oder freikirchlichen Gemeinschaft. Aber kein Mensch wird von dieser Butter dann satt.

Was wir lernen müssen ist noch eine zweite Sprache. Also - schlimm diese Forderung, die man hier immer wieder sagen muß! - nicht bloß Latein, wenn wir es noch nicht können, nicht bloß Griechisch, was doch so schrecklich schön ist, nicht bloß Hebräisch, an dem einen das Herz aufgehen kann, sondern jetzt neben all diesen heiligen Sprachen die Sprache der Unheiligen, die profane Sprache, die vorheilige, die außerheilige Sprache. Profan ist lateinischer Herkunft und profane Sprache bedenkt die unheilige, die außerheilige Sprache, die um uns herum gesprochen wird - und uns heilige oder scheinbar Heilige oder Scheinheilige dauernd in Frage stellt, aber Gott sei Dank nicht so in Frage stellt ... Ich kann mir das so vorstellen, obwohl ich keine Ahnung habe, was für den Hausabend präpariert wird, daß sowohl in der Präparation wie im Reden über die Präparation und bei der Präparation diese profane Sprache, diese Vulgärsprache, d. h. die Volkssprache gesprochen wird. Aber wenn der Hausabend die einzige Veranstaltung ist, bei der wir uns normal gebärden, bei der wir verständlich reden - Gott nee! - (Das war die von einem ehrenwerten Kommilitonen - ich nenne keinen Namen - gewünschte Erwähnung des Hausabends - wenn möglich in irgendeinem vernünftigen Zusammenhang -, und zwar deswegen, um zu zeigen, Hausabend ist keine äußerliche Zutat zu unserem Leben, sondern Hausabend soll etwas sein, bei dem in unserem Leben in einem anderen Element etwas von dem umgesetzt wird, wofür wir überhaupt leben, nämlich: dankbar zu sein und liebend zu werden; und das hier und jetzt in dieser schon von Gewohnheit bestimmten, also ritualisierten Form ein manchmal vielleicht sprödes - und manchmal vielleicht anstößiges - hoffentlich, aber in den weitesten Passagen mehr erheiterndes Gast- und Dankgeschenk den Angestellten zu machen. Soviel zum Hausabend. Aber Hauptsache: die Sprache, die andere zweite Sprache zu lernen, richtig reinzuklotzen oder - wie der neuere Ausdruck heißt

reinzuziehen! (Ja, so manche Vokabeln dieser anderen Sprache kennt Ihr ja, aber leider ist sie nicht flüssig da - flüssige Nahrung wohl! -), aber die Sprache selbst ist leider nicht flüssig da; wird nicht flüssig gesprochen. Oder wir unterhalten uns überflüssigerweise nur in der anderen Sprache zu überflüssig! -

Um das Ganze jetzt wieder auf das ihm gemäße Niveau zu heben, ein Zitat von einem dieser großen kritischen Beobachter unserer Zeit. Ich zitiere jetzt Carl Friedrich von Weizsäcker, der schreibt in "Der Garten des Menschlichen": - ich meine an unsere Adresse: Ein naives christliches Gottesbild entspricht weder den Forderungen der Aufklärung noch dem Denken der Menschen. Jetzt wörtlich: "Weiß man das in der Kirche, wie die Wirklichkeit von heute ist?" Und dann kommt seine bittere Kritik: "Auch die zu großem Einsatz Bereiten (und zu etwas Einsatz bereit sind wir ja hier alle) fanden oft nicht die Tür zu Wirklichkeit des Menschen ihnen gegenüber." Denken Sie an die Erfahrung dieser Frau von Anselm Kriestlein. Der kann keiner mehr predigen in der überlieferten Art und Weise. "Sie wußten nicht, daß der Gott, an dem sie selbst hingen, und an den sie den Menschen wiesen, ihnen das Gesicht nicht mehr zeigte, das sie selbst noch sahen oder zu sehen meinten. Sie waren beim Gott der Väter ...". Und das sind wir; wir wären schlechte Menschen und schlechte Christen, wenn wir nicht beim Gott der Väter wären; das ist also nicht der kritische Punkt! "Sie waren beim Gott der Väter ...". (Ich kann Sie nur bitten: Geht und bleibt, geht zum Gott der Väter und bleibt beim Gott der Väter!) "Sie waren beim Gott der Väter um den Preis, nicht bei der Wirklichkeit zu sein." Und das ist meine Sorge, daß wir zum größeren Teil dauernd in der Versuchung und in der Gefahr sind, nicht bei der Wirklichkeit zu sein, nicht einmal bei der Wirklichkeit unserer selbst - ich erinnere an den letzten Vortrag, weil wir vieles in uns selbst unterdrücken, niederknüppeln, nicht wahrhaben wollen, nicht aussprechen können; das ist auch Wirklichkeit, bei der wir, obwohl sie uns so nahe ist, noch nicht einmal sind, geschweige bei der Wirklichkeit um uns herum. "Muß man heute nicht ehrlicherwise sagen 'Gott ist tot'? Und das ist eine vergangene Geschichte." Ich muß dazwischenschließen: Carl Friedrich von Weizsäcker ist ein gläubiger Mensch; aber er ist ein Mensch, der dauernd mit den Zweifelnden und Fragenden spricht - von Amts wegen - und so scheint mir - aus Berufung. "Muß man heute nicht ehrlicherwise sagen 'Gott ist tot'?"